

Evangelische Erwachsenenbildung als Beruf

Theologie treiben im „Zweiten Programm“ der Kirche

Gerne habe ich zugesagt, als Einstieg in die Werkstatt „Kritische Bildungstheorie“ einige schlicht erzählte berufsbiografische Reminiszenzen anzubieten. Bewahrt mich dies doch vor der Nötigung, allzu hoch in die Sphären der Theorie empor zu steigen ...

Aber vor dem Titel, den ich selbst gewählt habe: „Evangelische Erwachsenenbildung als Beruf“, bin ich nachträglich dann doch etwas erschrocken. Da ist einmal die Anleihe an Max Webers berühmten Vortrag über „Politik als Beruf“, dem gegenüber ich nur kläglich stümpfern kann. Aber immerhin, die Spannung zwischen Idealität der Gesinnung und Realitätssinn für verantwortliches Handeln hat mich auch immer wieder beschäftigt. Für mich war Erwachsenenbildung als Beruf immer etwas anderes als ein „Job“; ich verklärte ihn jedoch auch nicht zu einem „Traumjob“.

Schwieriger jedoch noch die Konnotation von „Beruf“ zum religiös hoch besetzten Topos der „Berufung“, wo einem natürlich sofort eine Menge biblischer Bezüge einfallen: Von Jesu Einladung „Folge mir nach“ über Amos' Auftrag „Weissage wider mein Volk“, zurück zu Abrahams Geheiß „Ziehe in das Land, das ich dir zeigen werde“ bis hin zum aufdeckenden Ruf „Adam, wo bist du?“ Habe ich meinen Weg in den Beruf des Evangelischen Erwachsenenbildners in religiösem Sinne als „Ruf“ oder gar „Berufung“ erfahren? Ist das nicht auch eine Nummer zu groß? Immerhin, im Rückblick kann ich voller Dankbarkeit bekennen, dass ich auf diesem Weg den „Ruf der Freiheit“ erfahren durfte.

Dabei ist mir dieser Weg als Sohn aus einem völlig kirchenfernen Elternhaus gewiss nicht in die Wiege gelegt worden. Eher verdanke ich ihn den Angeboten religiöser Sozialisation im kirchlichen Kontext. Noch heute rührt mich ein Bild aus meiner Zeit im Kindergarten, wo eine Frau sich liebevoll über mich und andere Kinder beugt – ich weiß heute noch ihren Namen: Tante Ursel. Und im Hintergrund der Kirchturm, wo der Kindergarten verortet war.

Im Konfirmandenunterricht habe ich dann das Lernen und Diskutieren der Hauptstücke in Luthers Kleinen Katechismus als ungemein bereicherndes Bildungsgeschehen erlebt. Dies führte mich in die Jugendarbeit meiner Kirchengemeinde in Darmstadt, wo ich eine reiche Palette prägender und bildender Erfahrungen machen durfte: Freizeitgestaltung, religiöse Beheimatung, Freundschaften, Begegnung mit dem anderen Geschlecht, Auseinandersetzung mit vielen Themen des Glaubens und Lebens, Engagement in Gruppen- und Freizeitleitung, Redaktion einer eigenen Jugendzeitung, und vieles mehr.

Schließlich auch die Schule. Noch heute erinnere ich mich voller Hochachtung an eine Religionslehrerin, die einst eine ostpreußische Gutsherrin war und nach der Vertreibung als vornehme alte Dame Religion unterrichtete. Sie bestand darauf, uns Schüler bereits nach der Konfirmation mit „Sie“ anzusprechen, weil wir jetzt den Status von gleichberechtigten Gemeindegliedern hätten. Damals fanden wir das reichlich komisch; heute denke ich mit Respekt daran zurück. Oder an einen Biologielehrer, den wir auch gelegentlich in Religion hatten, der – als Folge einer Kriegsverletzung stimmlos geworden – uns mit unnachahmlichem Charisma flüsternd die Erfurcht vor dem Leben und die Dankbarkeit für das Überleben in wahrsten Sinne des Wortes einhauchte.

Besonders dankbar denke ich schließlich an einen Lehrer, den wir während meiner Schulzeit immer wieder in Deutsch, Geschichte oder Religion hatten. Wir lasen unheimlich viele Texte, und ihm gelang es, die Aussprache immer wieder zu dem Punkt zu führen, wo wir merkten: Ja, hier geht es nicht um eine ferne Erzählung, sondern hautnah um uns selbst und die Grundfragen unseres

Menschseins. Was „existenziale Interpretation“ bedeuten und leisten kann, bekam ich hier vermittelt, weit vor dem Studium von Bultmanns Hermeneutik. Mit unglaublicher Dichte konfrontierte er uns auch im Geschichtsunterricht – den er konsequent bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts führte – mit den urmenschlichen Themen von Krieg und Frieden, Verbrechen und Schuld, aber auch Widerstand und Freiheit.

Die Pfade der Liebe führten mich im Umfeld der Jugendarbeit zu einem Mädchen, das nun seit mehr als einem halben Jahrhundert meine liebevolle Lebensbegleiterin ist. Und dies führte mich wiederum in den Schoß ihrer Familie, wo ich mit ihren Eltern viele abendliche Gespräche führen konnte – über das Dritte Reich, über Glaube und Naturwissenschaft, über die Freiheit zur kritischen Bibelwissenschaft, über das Miteinander von Mann und Frau – wirklich über „Gott und die Welt“. Und ich durfte den Familienchor um die fehlende Tenorstimme vervollständigen. Hier lernte ich schon sehr früh, dass Spiritualität im Kopf und viel mehr noch im Herzen ihren Ort hat.

Diese Sozialisationserfahrungen – Kindergarten, Schule, Jugendarbeit, religiös engagierte und frei diskutierende „Wahlfamilie“ – motivierten mich schließlich zur Entscheidung für das Studium der Evangelischen Theologie. Das Studium absolvierte ich mit Fleiß und Engagement, dankbar für die vielen theologischen Lehrer, die kritisches Nachfragen und Hinterfragen, Mut zur eigenen Position, aber auch zum Zweifel und zum Weitersuchen schätzten und fördernden.

Gleichwohl kam es gegen Ende für mich zu einer kirchlich-theologischen Existenzkrise. Sehr wach und offen teilnehmend an Religionskritik, Institutionskritik an Kirche und Gesellschaft, ja auch gesellschaftspolitischer Systemkritik, kamen meine vielleicht doch recht schwachen Fundamente ins Wanken. Andererseits konnte ich mich nicht retten in den Furor für einen „Kampf gegen den Aberglauben“, wurde nicht zu einem „Verächter der Volkskirche“, suchte mein Heil nicht als „Revolutionär in der ApO“. Aber es kam zur Anfrage an mich selbst: Kann ich – im Glauben auf die Via Negationis geworfen – die affirmative Rolle eines Pfarrers wirklich glaubwürdig ausfüllen? Den 68iger-Spruch „Unter den Talaren der Muff von tausend Jahren“ bezog ich ganz konkret auf meine künftige Existenz im Pfarramt. So empfand ich das Erste Theologische Examen für mich eher als Ende denn als Anfang.

Perspektiven für meinen weiteren Weg fand ich in der gleichzeitig in Schwung gekommenen Bildungsbewegung, nachdem Georg Picht 1964 die „Bildungskatastrophe“ an die Wand gemalt hatte. Alexander Mitscherlichs herrlicher Begriff von Bildung als „Suchbewegung“ gab mir Mut, immer wieder auf die Möglichkeit des Aufbruchs aus der destruktiven Negativität zu hoffen. Hier konnte ich Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ und Jürgen Moltmanns „Theologie der Hoffnung“ mit meiner existenziellen Situation verknüpfen und sub contrario auf eine neue Zukunft hin unterwegs sein.

Nach einem vorgezogenen Spezialpraktikum in der Gossner-Mission bei Horst Symanowski, der mich lehrte, dass menschliche Existenz nicht vorrangig im Kopf, sondern auch mit den Händen gelebt wird, begann ich die Vikarsausbildung in Herborn, nahm aber gleichzeitig ein Zweitstudium in Pädagogik auf, speziell Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung. Damit verband sich gut die damalige kirchenleitende Perspektive der Schaffung von „funktionsgegliederten Teampfarrämtern“, wo anstelle eines Allround-Pfarrers von der Wiege bis zur Bahre die Idee eines Pfarrerteams trat, bei denen etwa vier bis fünf Pfarrer in einem Gemeindeverbund mit zielgruppenorientierten Schwerpunkten ihren persönlichen Interessen und Talenten breiteren Raum geben konnten. In einem Netz mit vier weiteren Kandidaten konnten wir das im Raum Frankfurt-Fechenheim und Offenbach auch recht aussichtsreich erproben.

Dass damit für mich persönlich jedoch noch nicht die „Heimkehr des fast verlorenen Sohnes“ in das Pfarrhaus geklärt war, zeigt sich daran, dass ich – ich glaube als einziger im Vikarskurs – mir keinen Talar habe anmessen lassen. Auch unter einem neuen Talar witterte ich immer noch den Muff von tausend Jahren. Wenn ich denn mal einen brauchte, dann nahm ich einen alten Talar, den ein Freund seit Jahren an die Wand als Drapierung hängen hatte. Allerdings musste er erst noch einmal schwarz gefärbt werden, nachdem ich die vielen Mao-Knöpfe abgemacht hatte, mit denen er verziert war.

Mir persönlich gab dieses Moratorium, das ich auch nach dem Vikariat mit Studium, Diplom und Promotion fortsetzte, die Gelegenheit, und auch den Mut, meinen eigenen Weg zu suchen. Ich bewarb mich dann bei vielen kirchlichen und nicht-kirchlichen Stellen als Diplompädagoge und landete so ab 1. Januar 1977 als „Pädagogischer Referent“ beim Evangelischen Bildungsdienst der Pfalz, mit Dienstsitz in Kaiserslautern (das ich bis dato nur vom Fußball her kannte). Im Nachhinein sinniere ich oft darüber, was denn die Alternativen gewesen wären und wie mein Lebensweg verlaufen wäre, wenn das nicht geklappt hätte, sondern irgend eine andere Bewerbung; beispielsweise Deutsches Jugendinstitut in München, Erwachsenenbildung in Kassel, Volkshochschule im Ruhrgebiet ... – oder doch Pfarramt in Frankfurt-Sindlingen?

So war ich nun erst einmal angekommen. Wie provisorisch das alles jedoch immer noch war, zeigte sich symbolhaft daran, dass für mich zwar schon eine komplette Büromöblierung gekauft worden war, mir aber kein Dienstzimmer zur Verfügung stand, auch keinerlei Bereitschaft bestand bei den Mitarbeitenden im ganzen Dienstgebäude, wo mehrere kirchliche Einrichtungen untergebracht waren, für mich ein Zimmer frei zu machen. Trotzdem wurde ich von vielen auch kollegial willkommen geheißen, so von dem damaligen Pfarrer der Evangelischen Akademie der Pfalz, der mich einführte mit den Worten „Willkommen im Zweiten Programm der Kirche“, womit er die Gesamtkirchlichen Dienste meinte, die sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen hatten, um sich gegenüber der Dominanz des „Ersten Programms“ der Parochialkirchen zu behaupten.

Hier begann nun die Herausforderung, in diesem Zweiten Programm der Kirche „Theologie zu treiben“. Den Einstieg dazu brachte ein Kurs des damals brandneuen „Fernstudiums Grundkurs Erwachsenenbildung“, dessen Studienbriefe mein Chef bereits geordert und den Einführungskurs auf der Ebernburg bereits gebucht hatte. Er warf mich ins kalte Wasser, indem er mir auftrug, diesen Kurs allein zu gestalten – ein ganzes Wochenende! Es wurde – trotz aller Unsicherheit und Lampenfieber – eine ganz tolle Erfahrung für mich, wirklich eine Urfahrung, wie aus Teilnehmenden eine „Lerngemeinschaft“ entstehen kann, und wie Gespräche über Texte und Bilder, die oft bis tief in die Nacht währten, zu einer „Sprachschule für die Freiheit“ werden können.

Für mich war und blieb die Kombination von individueller Lektüre zu Hause, Austausch in Kleingruppen in der Region und Methodenreichtum in einem mehrtägigen Kurs mit einer Großgruppe ein ideales Lernarrangement der Evangelischen Erwachsenenbildung. So habe ich während meiner ganzen Berufszeit immer wieder Fernstudienkurse durchgeführt, nach dem Grundkurs Erwachsenenbildung die Aufbaukurse Familienbildung und Altenbildung, später viele weitere Kurse, beispielsweise „Alltag und Glaube“, Ökumene, auch einmal ein Funkkolleg Religion; und es war wahrlich ein berührender Abschluss meines Berufslebens, gemeinsam mit der Leiterin der Frauenarbeit ein „Fernstudium Feministische Theologie“ zu gestalten.

„Theologie treiben“ gehörte meistens schon vom Inhalt der Studienbriefe her zum Konzept der Fernkurse, aber ich merkte auch immer mehr, dass für die Teilnehmenden der Austausch mit einem „studierten Theologen“ über die angeschnittenen Themen auch wichtige Erfahrungen vermittelte,

besonders wenn er nicht als Belehrender von oben herab oder als Geistlicher ex cathedra auftrat, sondern eher zum Fragen und Hinterfragen animierte, zum persönlichen Aussprechen der eigenen Meinung motivierte, zum Verweilen in der offenen Frage- und Suchhaltung ermutigte, Kritik und Zweifel nicht tabuisierte.

Als Theologe lernte ich viel für mich, besonders den Ausbruch aus dem Elfenbeinturm abstrakten theologischen Rasonierens hin zu dem vielfältigen Denken und Fragen, was „die Leute“ bewegt. Oft wurde ich bereichert davon, wie persönlich und tief gegründet Frauen und Männer Glaubens Themen und Lebenserfahrungen in Beziehung setzen und zum Ausdruck bringen konnten. Oft erfuhr ich aber auch, wie erwachsene und lebenserfahrene Menschen kaum über den Stand von Kindererzählungen über biblische und religiöse Inhalte hinaus geführt worden waren, trotz ungezählter Predigten und Bibelstunden. Oft wurde ich beglückt, wenn es kritischen Teilnehmenden gelang, ihre Abwehr gegenüber religiösen Themen und Fragen – gerade weil sie in frömmelnden Klischees verhaftet waren – ein Stück weit aufzuweichen und sich der Botschaft hinter den Erzählungen zu öffnen. Oft wurde ich getragen und konnte mittragen, wenn es galt, Zweifel, Widerstand, Sprachlosigkeit bei sich und anderen auszuhalten.

Als Erwachsenenbildner lernte ich, welche Bereicherung es bringt, wenn man solche komplexen Lernprozesse nicht als Einzelner „plant“ und „durchführt“, sondern wie anregend und hilfreich es ist, in einem Tutoren- und Leitungsteam eingebunden zu sein. So fand ich zu einem breiten pädagogischen Rollenspektrum als Arrangeur, Ermöglicher, Helfer, Begleiter, Ergebnis-Sicherer, aber eben nicht als Solist, sondern als Teamplayer. Hier wuchs ein breites methodisches Spektrum von ganzheitlichen, gruppenspezifischen, kreativen, kooperativen, bündelnden Arbeitsformen. Eingebettet in ein Team fiel es leichter, mit Beziehungskonflikten in der Lerngruppe oder mit lähmender Verstrickung in Streit-Themen umzugehen. Hier entstanden immer wieder auch die Lust zum Experiment und auch die Akzeptanz von nicht Gelingendem.

Neben dem komplexen Setting von Kursen des Fernstudiums wurde Theologie natürlich auch in einem vielfältigen Spektrum anderer Veranstaltungstypen getrieben, so zum Beispiel in Theologischen Studententagen, die wir oft mit eingeladenen akademischen Theologen gestalteten. Hier gab es die Möglichkeit, ihre thematischen Inputs in einem breiten Methodenspektrum mit den Teilnehmenden zu bearbeiten und diese so auch zu einem Austausch „auf Augenhöhe“ zu führen. Natürlich gab es auch die klassischen Vorträge mit anschließender Aussprache, aber auch Bibliodrama-Kurse, Bildungsgottesdienste mit Vor- und Nachgesprächen zur Predigt und zum Gottesdienstverlauf und vieles andere mehr. Highlights waren immer wieder Besuche mit Kleingruppen bei akademischen Theologen; besonders gern erinnere ich mich beispielsweise an ein ausführliches Gespräch bei Kaffee und Kuchen im Wohnzimmer von Elisabeth Moltmann-Wendel und Jürgen Moltmann.

Im Laufe der Jahre erfuhr ich immer wieder Impulse zu einer Erweiterung meines Bildungs- und auch Theologie-Begriffs. Besonders viel verdanke ich dem Angebot von Meditationskursen, die ich von einem Kollegen sozusagen erbte, weil er sie geplant und arrangiert hatte, dann aber kurz vor der Durchführung aus unserer Dienststelle ausschied. Hier lernte ich, dass „Theologie treiben“ nicht nur im Sprechen, sondern auch und im Schweigen und im Achten auf Körper und Atem geschehen kann. Und ich lernte hier auch, dass unser Bildungsbegriff nicht zuletzt auch auf den kontemplativen Erfahrungen eines Meister Eckhart basiert. Meditatives Tanzen bot Gelegenheit, auch die spirituelle Dimension von Musik, rhythmischer Körperbewegung und zwischenmenschlicher Berührung in ein ganzheitliches Konzept theologischer Bildung einfließen zu lassen.

Ich könnte hier noch eine Fülle weiterer konkreter Projekte für „Theologie treiben“ in der Evangelischen Erwachsenenbildung benennen, natürlich auch in weiteren lebenswelt- und personbezogenen Themenbereichen. Immer wieder ging es darum, Gesprächs- und Reflexionsräume zu schaffen für Glaubensfragen und Zweifel, für Bibelarbeit, aber auch für Engagement für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Allerdings muss sich die theologische Information und Reflexion mittels des didaktischen Kriteriums der „Lebensweltorientierung“ an die Perspektiven, Fragen und Kompetenzen der konkreten Teilnehmenden als Personen anknüpfen.

Für mich als Theologen in der Evangelischen Erwachsenenbildung verbindet sich damit die Orientierung an der ersten Frage des Heidelberger Katechismus: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“. Die Antworten auf diese Frage im historischen Dokument des Protestantismus mögen uns heute recht fern klingen. Aber im Kern geht es um die Vermittlung von Trost und Lebenssinn, von Lebensbejahung und Lebensmut, von Begleitung in Lebensabschnitten und Lebenskrisen, um die Öffnung und Ermächtigung für Lebensaufgaben. Als Theologe und als Erwachsenenbildner kann ich daran mitwirken, Gottes Mit-Sein im konkreten menschlichen Da-Sein zu bezeugen und im Austausch über Lebens- und Glaubensfragen unter den Teilnehmenden aufscheinen lassen.

Die Position, dass biblisch-theologische Reflexionsangebote zum Kernauftrag der Evangelischen Erwachsenenbildung gehören, ist natürlich diskussionsbedürftig. Wo ist die Grenze zwischen theologischer Bildung und Mission oder gar Indoktrinierung? Praktisch machte sich diese Diskussion oft fest an der Frage, ob Andachten und ähnliche spirituelle Elemente in Bildungsveranstaltungen unter evangelischer Trägerschaft ihren Platz haben, – und wenn schon: dann vor oder nach dem Frühstück? Ich habe persönlich immer für die offene Einbeziehung solcher Elemente in den Ablauf und den inhaltlichen Duktus einer Veranstaltung plädiert. Denn den Eindruck, ein kleines Häuflein extra „Frommer“ trifft sich im Winkel einer Kapelle, um ihr spirituelles Ritual unter sich zu pflegen, während die „Weltlichen“ schon ihr Frühstück schlemmen, habe ich immer vermeiden wollen.

Meiner Erfahrung nach zeigt sich darin ist dies eher ein Problem der Veranstaltenden und Mitarbeitenden und eine Unklarheit in ihrer Rollendefinition, als ein Problem der Teilnehmenden. Und meiner Überzeugung nach gibt es Formen und Möglichkeiten der Gestaltung und der Sprache bei solchen spirituellen Elementen, die eher einladen und aufmerken lassen als abschrecken oder nötigen.

Zum Schluss nun noch der Versuch eines Resümees meiner persönlichen Erfahrungen mit „Evangelische Erwachsenenbildung als Beruf“: Die EEB bot mir die Möglichkeit, aus meiner kirchlich-theologischen Identitätskrise und dem Horror vor der Pfarrerrolle heraus zu finden und eine andere Weise beruflicher Verortung in der Kirche leben und lieben zu lernen. Ich sehe dies als Balance von liberal-protestantischer Gemeindedistanz und dem Möglichkeitsraum für Mitwirkung und Mitgestaltung in einer offenen Kirche. „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen“ – das habe ich konkret in meinem Beruf erfahren dürfen.

Als Theologe und Pädagoge konnte ich in der EEB „Theologie treiben“ und mir damit eine gewisse sonntägliche Gottesdienst-Abstinenz ohne schlechtes Gewissen gestatten, erlebte ich dabei doch die Möglichkeit von kommunikativen Sprach- und spirituellen Übungsformen, die mir eher lagen und auch mehr gaben als die Einbahn-Kommunikation eines Predigers und Liturgen. Jetzt im „Ruhestand“ bin ich übrigens Mitglied eines Vorbereitungs- und Gestaltungsteams für abendliche Gottesdienste mit Abendmahl, gestaltet mit Taizé-Gesängen, meditativen Elementen, Musik, aber auch mit Bildungselementen nach dem Muster von Thomas-Messen.

Als einen reichen Schatz erlebte ich in der EEB die Beziehungs- und Gemeinschaftserfahrungen mit KollegInnen, Teamern und Teilnehmenden. Arbeits- und Lerngemeinschaften auf Zeit verdichteten sich mit vielen Menschen zu langjährigen Lebensbegleitungen, die über die bloßen Veranstaltungen hinaus Gespräche und Solidarität bis in tief private Bereiche hinein möglich machten. Viel davon habe ich kürzlich noch einmal ganz intensiv nacherleben dürfen, indem ich anlässlich meines 70. Geburtstags Weggefährtinnen und Weggefährten aus der EEB einladen und viele herzlich begrüßen konnte.

In den Themenspektren der EEB lagen für mich viele Anstöße, über den Tellerrand etablierter, aber gegen den Bedeutungsverlust ankämpfender Binnen-Kirchlichkeit hinaus zu blicken und meinen Blick auf vielfältiges Leid von Menschen auf der weiten unerlösten Welt zu richten. Daraus erwuchs für mich exemplarisch ein lebenslanges Engagement für den Jerusalemverein, der eine Förder- und Partnereinrichtung für evangelische Christen im Heiligen Land ist. In diesem Kontext engagiere ich mich in den letzten Jahren in der Bewegung, die durch das „Kairos-Palästina-Dokument“ der christlichen Ökumene in Palästina angestoßen worden ist.

Ich habe für mich die Erfahrung machen können, dass das „Evangelisch“ in der EEB nicht nur ein Typenschild ist. Für das „Theologie treiben“, aber auch für die „Erwachsenenbildung als Beruf“ in der EEB war für mich immer wieder exemplarisch die Erzählung vom Kämmerer aus Äthiopien und die Frage des Philippus: „Verstehest du auch, was du liest?“ So erfuhr ich das Evangelium als Fundament und Auftrag der Evangelischen Erwachsenenbildung: „in, mit und unter“ dem Bildungsgeschehen teil zu haben an der Vermittlung der Guten Nachricht, dass wir Menschen im liebenden Angesicht Gottes leben dürfen und nicht tiefer fallen können als in seine bergende Hand.